

Gotthelf im Gurnigel

Autor(en): **Wirth, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **77 (1997)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165791>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Michael Wirth

GOTTHELF IM GURNIGEL

Nur vom Hörensagen, ohne selbst die Erfahrung eines Badbesuchs zuvor gemacht zu haben, denkt Jeremias Gotthelf nichts Gutes vom Gurnigel, jenem Bad im Berner Oberland, das im 19. Jahrhundert seine Blütezeit erlebt. Das Bad ist in Gotthelfs Augen derjenige Ort in der Gesellschaft, in dem sich die Menschen gerne täuschen lassen: Hier macht der Schein das Sein.

Mit der ihm eigenen Ironie lässt Gotthelf kein gutes Haar am Snobismus im Gurnigel:

«Spazierende Herren lachten ungeniert», heisst es im 1846 erschienenen Roman «Uli der Knecht» «und einige mit Schnäuzen stützen sich mit beiden Händen, wenn nicht die eine den Schnauz drehte, auf ihre Stöcke, hielten sich schön gerade, liessen ihre Äuglein zu Zeiten martialisch zwitzern, beugten ihre steifen Oberleiber einander seitwärts zu und machten unter schallendem Gelächter ihre deutschen, welschen und holländischen Bemerkungen.»

Kein Wunder, dass die Glunggenbäuerin ihrer eitlen und launischen Tochter Elisi den Zukünftigen gerade dort angeln will. Und Elisi ist ganz überwältigt von der Schönheit der Männer, vor allem von solchen mit «Schnäuzen»:

«Sövil schön Herre hätte es syr Lebzig no nie gseh, die gingen so graduf, dr Tüfel chönnt se nit chrümme: es glaub, mi chönnt se am ene Bey graduse ha, es miech kene kes Gleich.»

Tatsächlich heiratet Elisi nicht den bodenständigen Uli, sondern einen Baumwollhändler aus der Stadt, den sie im Gurnigel kennengelernt hat. Der stellt sich jedoch als Bankrotteur heraus; die Ehe wird unglücklich, was dazu beiträgt, den elterlichen Hof zu ruinieren.

Gotthelf schert sich nicht um die weltweit anerkannten Heilerfolge des Gurnigels. Dass die Dichtung seines Romans von der Realität eingeholt wird und Gotthelf den verhassten Ort 1853 dann doch zur Kur besucht, mag kaum verständlich sein und gehört zu den vielen Widersprüchlichkeiten eines Dichterlebens. Wahrscheinlich hat der an Wassersucht und

Herzinsuffizienz Leidende selbst keinen anderen Ausweg mehr als eine Kur gesehen. Doch scheint er dem Rat seines Arztes Dr. Maret und seiner Familie nur unter der Bedingung gefolgt zu sein, dass er ins Gurnigelbad – und nur dorthin – gehen dürfe.

Fehlentscheidung des Arztes

Vom medizinischen Standpunkt aus war dies aber eine Fehlentscheidung. Gerade bei Herzinsuffizienz schadete das schwere Gurnigelwasser mehr, als dass es half. Selbst im überschwenglichen, von keinen Einschränkungen geprägten Prospekt, der die laxierende Wirkung des Wassers auf Magen, Milz, Migräne, Nieren und Kreuzweh lobt, «wann es morgens nüchtern getrunken wird, mit einer regulirten Diät», war von Herzkrankheiten nicht die Rede. Und dies nicht von ungefähr: Die alten Schriften berichten von abschreckenden Erfahrungen. Mancher Herzleidende, der sich von einer Wunderkur im Gurnigelbad Besserung oder Heilung verspricht, stirbt schon in den ersten Tagen. Der Sarg wird in der Nacht möglichst unauffällig, um das fröhliche Ambiente nicht zu stören, ins Tal hinabgeschafft. Als gelte es den Teufel mit dem Belzebub auszutreiben, erlebt Gotthelf denn auch die Hölle auf Erden.

«Es liegt mir schauerhaft in den Beinen, bin schnägig, das ist kein angenehm Bergauf gehen, ... obschon ich um vier Uhr mit dem Wasser anfangen und heute acht Gläser getrunken habe», schreibt er schon nach wenigen Tagen an seine Familie, die Gotthelfs Klagen nicht ernst nimmt. Man weiss, die überall gerühmte Reizwirkung des Wassers hat auch eine Kehrseite: Sie

Literatur:
Carl und Käti Müller
Jost, Jeremias Gotthelfs
Konstitution und Krankheit, Bern, München
1979.

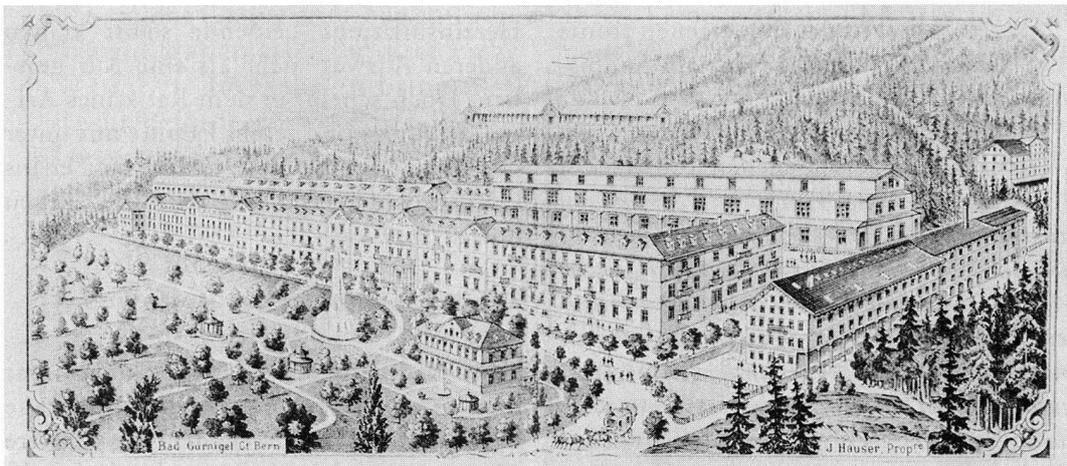
vermehrt verborgene chronische Entzündungen ausserordentlich. Allein schon die Trinkkur – acht Gläser um vier Uhr morgens – ist für *Gotthelfs* bereits mit Wasser aufgeschwemmten Körper eine unverantwortliche Belastung. Dass er die Rosskur übersteht, grenzt an ein Wunder.

Gurnigel – Das kleinere Übel?

Wie ist es wohl zu dieser kontraindizierten Kur gekommen? *Gotthelf* hatte Angst, seine Familie für lange Zeit verlassen zu müssen, und die Vorstellung, dass der Gurnigel

Honorar. Das Studium seines Sohnes, die zweijährige Welschlandausbildung seiner beiden Töchter werden viel Geld kosten, das ein einfacher Landpfarrer nicht so einfach aufbringt, eine Witwe erst recht nicht.

Als *Gotthelf* nach Hause kommt, hat sich sein Gesundheitszustand stark verschlechtert. Der Atem ist kürzer denn je, Husten und starke Herzbeklemmungen stellen sich immer häufiger ein, sein Kropf sorgt für Sprechbeschwerden. Doch er schont sich nicht. Sonntag für Sonntag zeigt er sich seiner Gemeinde auf der Kan-



Bad Gurnigel um 1880. Lithographie; Künstler und genaues Datum unbekannt.

nicht allzuweit entfernt von Lützelflüh liege, beruhigte ihn. Dr. *Maret* schliesslich lässt ihn fahren, wohl, weil er schon froh ist, dass *Gotthelf* für einmal wenigstens drei Wochen seinen Schreibtisch nicht sieht. Tatsächlich langweilt sich der Pfarrer, wie es der geistig immer neue Herausforderungen suchende Mann wohl noch nie in seinem Leben getan hat. Die feine Welt gefällt ihm nicht, der Kontakt mit den Menschen aus der Stadt stellt sich nicht so einfach her. Da ist er froh, dass sein Berliner Verleger *Springer* ihn wegen der ersten Gesamtausgabe seines Werks auf Trab hält. *Gotthelfs* Frau *Henriette* ist ihm eine grosse Stütze. Trotz der vielen Erntearbeiten sieht sie die Korrekturbögen durch und berichtet laufend, was abgeschickt, was angekommen ist. Als spüre *Gotthelf*, dass er nicht mehr lange zu leben habe, freut er sich über das zu erwartende

zel. Obwohl er kaum noch gehen kann – das Wasser hat seine Füsse derart anschwellen lassen, dass er zu jeder Stunde Pantoffel tragen muss –, vermag er seinen Zustand zu ertragen; einmal mehr dank seiner Ironie, die es ihm erlaubt, sich selbst nicht so ernst zu nehmen und sein Schicksal mit Humor zu ertragen. In einem seiner Briefe, in dem er Rückblick auf die Gurnigel-Zeit hält, heisst es:

«Der Gurnigel ist sehr angreifend: die einen fasst er am Kopf, die andern an den Beinen, mich eben an den letztern. Jetzt wären sie wieder gut, und ich wollt nur zu gern herum mich treiben, wenn nur das Wetter nicht so herzlich schlecht wäre.»

Tatsächlich aber hat der Aufenthalt im Gurnigel dem Tod die Türe ein weiteres Stück geöffnet. Nur ein gutes Jahr später stirbt *Gotthelf* am 22. Oktober 1854 in Lützelflüh. ♦